

Nr. 11. **Bromberg, den 5. Februar** **1924.**

Die Macht der Drei.

Ein Roman aus dem Jahre 1955
von **Hans Dominik.**

(25. Fortsetzung.)

Minuten verstrichen. Nichts regte sich. Da begann er langsam die Wahrheit zu ahnen, zu vermuten und schließlich zu erkennen. Jane war aus eigenem Antrieb von Düsseldorf fortgegangen. Sie war an den Ort gegangen, den sie als das Heim der drei kannte, und sie war niedergebrochen, als sie es verwüstet und zerstört wiedersah. Niemand erwartete sie hier. Hilflos lag sie hier im Walde, seinem Verlangen schutzlos preisgegeben.

Er trat aus dem Walde und näherte sich dem Trümmerhaufen. Eine ungeheure Glut mußte hier gewirkt haben. Die Granitblöcke, aus denen die Zyklopenmauern des Truworhauses bestanden hatten, waren zu einer zusammenhängenden glasartigen Masse verschmolzen. Kein einfaches Feuer wäre imstande gewesen, das Urgestein zu schmelzen. Hier mußte die telenergetische Konzentration gewütet haben. Unzählige Tausende von Kilowatt mußten in diesem Gestein zur Entladung gekommen sein.

Dr. Glossin näherte sich Jane. Er wollte sie aufheben, den Berg hinunterbringen, als sein Blick auf den Telephonapparat fiel. Es reizte ihn, die Apparatur zu versuchen. Mit einem Griff schaltete er die Elektronenlampen ein.

Und er vernahm Worte einer wohlbekannten Stimme, Silvesters Stimme.

Es war in der vierten Nachmittagsstunde. Silvester hatte die Antennen am Pol gespannt und suchte Jane. Er suchte sie auf dem Bilde der Mattscheibe und konnte sie nicht finden. Während er mit dem Strahler die Straßen Düsseldorfs absuchte, sprach er Worte der Verzweiflung und der Liebe. Worte, die für Jane bestimmt waren und von Glossin gehört wurden.

„Jane, mein Lieb, wo bist du? Ich kann dich nicht sehen. Dein Zimmer ist leer . . . Ich suche dich . . . Alle Straßen, alle Plätze der Stadt ziehen auf dem Bilde vor mir vorüber. Nur du bist nicht da . . .

Ich weiß nicht, wo du bist. Vielleicht hörst du meine Stimme. Ich will dich suchen, bis ich dich gefunden habe. Die ganze Welt will ich durchsuchen . . .“

Glossin erschrak. Wie weit war die entsetzliche Erfindung gediehen! Sie konnten die ganze Welt im Bilde bei sich betrachten. Silvester suchte in Düsseldorf. Er brauchte nur in Linnais zu suchen, und er sah seinen alten Feind und hatte die Macht — Glossin zweifelte keinen Augenblick daran — ihn zu Staub und Asche zu verbrennen. Er schleuderte das Telephon von sich, als ob er glühendes Eisen gegriffen hätte.

Weg von hier. So schnell wie möglich weg von diesem Platze, der in der nächsten Sekunde von den dreien gesehen werden konnte.

Er stürzte sich auf Jane. Die hypnotische Verriegelung war gebrochen. Jane war seinem Einfluß wieder preisgegeben. Er ließ seine stärksten Künste spielen. Er strich ihr mit den Händen über Stirn und Schläfen. Mit äußerster Gewalt zwang er sie in seinen Bann. Mit seiner Hilfe und auf seinen Befehl erhob sie sich. Auf seinen Befehl hatte sie alles vergessen, was geschehen war . . .

In scharfem Trab brachte das Karriol sie nach Linnais. Das Gefährt war nur für einen Passagier bestimmt. Er mußte sie während der Fahrt eng an sich ziehen. Hier vollendete er die hypnotische Beeinflussung . . .

Als Jane in Linnais aus dem Wagen stieg, war sie eine ruhige junge Dame, die mit ihrem Oheim reiste. Wie weggewischt war die Erinnerung an Silvester, an das Truworhaus, an alles Böse, was Glossin ihr jemals zugefügt hatte.

Während die Bahn sie nach Haparanda brachte, während sie im Flugschiff nach Stockholm flogen, faßte Glossin seine letzten Entschlüsse.

Die Erfindung, die gefährliche Erfindung, welche die Macht über die Welt in die Hand eines einzigen Menschen legte, war vollendet. Nach den Worten, die er im Telephon gehört hatte, war kein Zweifel mehr daran erlaubt.

Cyrus Stonard kam mit seinem Entschluß zum Kriege zu spät. Die drei lebten nicht nur, sie besaßen auch die Macht, das Vabanquespiel des Diktators zu durchkreuzen.

Es war Zeit, sich von Cyrus Stonard zu trennen, zu den Engländern überzugehen. Dazu war es notwendig, nach London zu gehen. Aber England war im Kriege. Aller Luftverkehr war eingestellt. Die Linie Stockholm—London lag still. Nur der Hornissenschwarm von hunderttausend Kriegsluftschiffen schwärmte um die englische Küste, bereit, jedes Fahrzeug, das sich England auf dem Luftwege nähern sollte, zu vernichten.

Wer nach England wollte, mußte den Bahntunnel zwischen Calais und Dover benutzen. Die alte Linie Stockholm—London war seit einigen Tagen auf Stockholm—Calais umgelegt worden.

Das Schiff brachte Glossin und Jane in wenigen Stunden nach Calais. Seine Räder setzten bei der Landung auf ein Gleis auf, neben dem der Zug nach London stand. Nur ein Drahtgitter trennte den Flugsteig vom Bahnsteig. Aber es war nicht ganz einfach, das Gitter zu durchschreiten. Jenseits desselben, wo der Zug stand, begann praktisch bereits England. England, das sich in einem schweren Kriege befand. Die Paßkontrolle war scharf. Es drängten sich viele zu den Türen, aber mehr als einer wurde zurückgewiesen.

Dr. Glossin hatte Zeit. Er stand, Jane leicht untergefaßt, ruhig auf dem Bahnsteig und betrachtete die Umgebung.

Die See war von hier aus nicht zu erblicken. Sie lag drei Kilometer entfernt. Außerdem versperrten die gewaltigen Hochbassins den Blick in dieser Richtung. Jene Bassins, die stets mit Seewasser gefüllt waren, die sich in gleicher Ausführung auch auf der englischen Seite des Kanals befanden und deren Aufgabe es war, den Tunnel in wenigen Minuten vollaufen zu lassen. Für den Fall nämlich, daß etwa zwischen England und Frankreich kriegerische Verwicklungen entstanden, daß Truppen von der einen oder anderen Seite her durch den Tunnel in das Land des Gegners zu marschieren versuchten. Dr. Glossin betrachtete die Anlagen überlegen lächelnd. Sie waren veraltet. Man führte den Krieg heute auf andere Weise.

Er dachte an die Pestbomben, an die falschen Banknoten. Die Zeit verstrich darüber. Jetzt war es freier an den Toren des Zannes geworden. Er zog seine Brieftasche heraus und suchte unter allerlei Papieren. Mit einem Kartenblatt in der Hand, Jane am Arm, schritt er durch die Sperre.

Die englischen Beamten warfen nur einen kurzen Blick auf das Papier und gaben ihm in achtungsvoller Haltung den Weg frei. Sie kannten die Unterschrift des Premierministers Lord Gashford.

Fünf Minuten später glitt der Zug aus dem Bahnhof, tauchte in das Dunkel des Tunnels, durchrollte die dreißig Kilometer unter dem Meer in ebenso vielen Minuten und eilte dann durch die Fluren von Canterbury auf London zu.

In einem großen Hotel in London nahm ein älterer Herr in Gesellschaft einer jungen Dame Wohnung. Als Dr. Glossin aus Aberdeen mit Nichte. Die Ausweise über seine eigene Person, die er dem revidierenden Beamten vorlegte, waren so vorzüglich, daß man der Behauptung, seine Nichte habe ihre Papiere verloren, ohne weiteres Glauben schenkte.

*

Durch die Straßen Londons schwirrten dunkle Gerüchte. Schlechte Nachrichten. In Afrika sollten die neuen englischen Industriestädte in der Gegend des Kilimandscharo von einem übermächtigen amerikanischen Geschwader vernichtet worden sein. Ein Vorstoß auf die Straße von Bab el Mandeb sollte den englischen U-Panzern schwere Verluste durch Lufttorpedos gebracht haben. Andere Gerüchte erzählten von englischen Niederlagen in der Australischen See und auf der Reede von Kapstadt.

Im Gebäude des Kriegsministeriums hatten sich die Mitglieder der englischen Regierung zu einer Besprechung der Lage versammelt. Dort lagen die authentischen Depeschen von den verschiedenen Kriegsschauplätzen vor und waren geeignet, dem Kabinett sorgenvolle Stunden zu bereiten.

Es hatte wirklich ein schwerer Angriff amerikanischer Luftstreitkräfte auf die junge angloafrikanische Kriegsindustrie stattgefunden. Flugschiffe in enormer Zahl waren plötzlich von der Ostküste her vorgestoßen, hatten die verhältnismäßig schwachen englischen Abwehrlinien durchbrochen und ihre Lufttorpedos auf die Industriewerke gesetzt. Derartige Angriffe waren schließlich möglich. Aber unerklärlich blieb es, wo die enormen Munitionsmengen herkamen. Dem Kabinett lagen die Depeschen verschiedener englischer Flugschiffführer vor. Depeschen, die diese, pflichtgetreu bis zum Tode, zum Teil noch abgesandt hatten, während ihre Schiffe bereits brennend in die Tiefe stürzten.

Sir Vincent Rushbrook hielt die letzten Depeschen von A. V. 817 in der Hand und las: „43 Grad östlicher Länge, 2 Grad südlicher Breite. Amerikanische Schiffe steuern nach Torpedoabwurf zur See. Verschwinden plötzlich im Wasser. Verdacht auf unterseeischen Stützpunkt. A. V. 817."

Eine zweite Depesche war von demselben Flugschiff zehn Minuten später gegeben worden: „Unterwasserstation entdeckt 42 Grad 13 Min. östlicher Länge . . ."

Hier brach die Depesche ab. Aus den Meldungen anderer Schiffe wußte man, daß A. V. 817 um diese Zeit brennend abgestürzt war.

Der Premier Lord Gashford versuchte es, die Fragen und Gedanken zu formulieren, die jedes Mitglied des Kabinetts beschäftigten.

„Warum greift Cyrus Stonard uns nicht in England an? Wir hielten Afrika für den sichersten Teil des Reiches. Unsere Agenten hatten uns einen amerikanischen Angriffsplan besorgt, der einen direkten Angriff auf die Inseln von Westen her vorsah. Der Meridian von Island bildete danach ungefähr die Frontlinie der amerikanischen Kräfte. Was konnte den Diktator veranlassen, diesen so lange vorbereiteten Plan aufzugeben, die britischen Inseln unbehelligt zu lassen, uns in Afrika anzugreifen?"

Sir Vincent Rushbrook war, immer noch die beiden Depeschen von A. V. 817 in der Hand, an den Globus getreten.

„Es sieht so aus, als ob die Amerikaner einen Flottenstützpunkt etwa auf dem Äquator an der afrikanischen Ostküste angelegt haben. Ist es der Fall, dann, meine Herren, hat sich Cyrus Stonard im Brennpunkt unserer Macht festgesetzt. Von dieser Stelle aus . . ." — der Admiral ergriff einen kleinen Zirkel und demonstrierte damit auf dem Globus — „bedroht er in gleicher Weise unsere afrikanischen Besitzungen, den See- und Luftweg nach Indien und Indien selbst. Die letzte Depesche von A. V. 817 ist leider verstümmelt. Aber wir kennen den Längengrad. Sehr weit vom Äquator kann die Station nicht sein. Ihre Zerstörung halte ich für das Allernotwendigste. Sie muß allen anderen Kriegshandlungen vorausgehen. Unsere Luftstreitkräfte auf dem Meridian von Island sind dort durch den geänderten amerikanischen Plan größtenteils entbehrlich. Ich möchte ihnen den Befehl geben, den Meridian 42 Grad 13 Min. abzusuchen. Ein Unterwasserstützpunkt ist immer zu finden. Haben sie ihn gefunden, dann ist er auch vernichtet."

Der Admiral schwieg. Er erwartete die Zustimmung des Kabinetts zu der unter Umständen so folgenschweren Maßnahme, die Verteidigungslinie über den Meridian von Island zu schwächen.

Lord Horace Maitland sprach: Sie fragen, warum Cyrus Stonard seinen Angriffsplan geändert hat, warum er unsere Inseln meidet und auf der südlichen Halbkugel Krieg führt. Ich will es versuchen, Ihnen den Grund kurz und klar anzugeben. Er tut es, weil das Unternehmen des Obersten Trotter mißglückt ist. Weil der Bericht über den Erfolg seiner Expedition unrichtig ist. Weil die Macht, zu deren Vernichtung England und Amerika sich trafen, noch existiert, und weil Cyrus Stonard diese Macht fürchtet."

Lord Maitland hatte seine Rede leise und tonlos begonnen. Von Satz zu Satz hatte sich seine Stimme gehoben. Jetzt schwieg er.

Die Wirkung seiner Worte auf die Mitglieder des Kabinetts war körperlich greifbar. Sir Vincent Rushbrook ließ den Unterkiefer hängen und starrte den Sprecher mit offenem Mund an. Lord Gashford verlor die überlegene Ruhe und sprang auf. Der Kriegsminister versuchte, den ihm unterstellten Oberst Trotter zu verteidigen. Lord Horace allein behielt seinen Platz und fuhr mit einer ruhigen, überzeugenden und schließlich alle Hörer zwingenden Stimme fort: „Meine Herren, ich habe bereits einmal meiner Meinung über die wenig glückliche Wahl des Obersten Trotter für diese Expedition Ausdruck gegeben. Er ist getäuscht worden, und die Amerikaner haben es wahrscheinlich gewußt. Nach dem, was ich von amerikanischer Seite über die drei in Linnais hörte, halte ich es für ausgeschlossen, daß sie sich von einem alten Troupier wie dem Obersten Trotter einfach in ihrem Hause verbrennen lassen. Sein Bericht klang zwar ganz plausibel. Aber mich hat er nicht überzeugt und die Herren Dr. Glossin und Cyrus Stonard wohl auch nicht."

Sir Vincent Rushbrook hatte während der Worte von Lord Horace Gelegenheit gefunden, seinen Unterkiefer wieder zuzuklappen. Die Färbung seines Gesichtes war vom Roten ins Blaue gestiegen. Jetzt brach er los: „Kann ein Mensch mit fünf gesunden Sinnen nur einen Augenblick glauben, daß drei einzelne schwache Menschen einer Weltmacht gefährlich werden können? Cyrus Stonard sollte mir leid tun, wenn er sich von solchen Hirngespinsten plagen ließe."

Lord Horace hatte den cholerischen Admiral ruhig ausreden lassen. Nun fuhr er selbst unbewegt fort: „Cyrus Stonard ist besser informiert als wir. Durch den Doktor Glossin. Glossin ist der einzige, der die Erfindung von ihren Anfängen her kennt. Der weiß viel besser als wir, wie weit die drei jetzt mit der Erfindung gekommen sein dürften, wie weit sie damit wirken können und wie weit nicht. Den Beweis dafür gibt mir der veränderte amerikanische Kriegsplan. Die gegen die britischen Inseln gerichteten Streitkräfte sind zurückgezogen. Der Diktator fürchtet, die drei könnten ihm hier in den Arm fallen. Darum verlegt er den Angriff in die südliche Hemisphäre, wo er sich vor der Macht der drei noch sicher fühlt . . ."

Lord Gashford unterbrach ihn. „Wenn Sie recht hätten, so wäre mir das Vorgehen des Diktators erst recht unerklärlich. Wie kann er sich in einen Krieg mit uns einlassen, wenn er die Macht der drei wirklich fürchtet?"

„Die Erklärung dafür ist in dem Wesen des Diktators zu suchen. Cyrus Stonard ist zweifellos der größte Staatsmann des zwanzigsten Jahrhunderts. Seit George Washington hat er am meisten für die amerikanische Union getan. Hätte er nicht den Ehrgeiz besessen, Diktator zu werden und zu bleiben, hätte er wie Washington gehandelt, er würde in der Geschichte neben und über Washington stehen. Ehrgeiz und Machthunger haben ihn verblendet. Er hält das amerikanische Volk, das an eine hundertfünfzigjährige Freiheit gewöhnt war, weiter unter einem schrankenlosen Absolutismus. Aber er sitzt auf einem Vulkan. Er braucht ständig neue Erfolge. Bleiben die aus, so ist's mit seiner Diktatur vorbei. Die Geschichte lehrt es uns hundertfach. Er spielt va banque und muß va banque spielen. Das amerikanische Freiheitsgefühl hat den Druck nur ertragen, solange die Schmach der japanischen Niederlage in frischer Erinnerung war und solange Cyrus Stonard die Macht und den Reichtum Amerikas ständig gehoben hat. Selbst dann nur widerwillig. Einen Stillstand in seinen äußeren Erfolgen verträgt seine Herrschaft nicht.

Nach seinem Siege über Japan bleibt England als einziger Rivale übrig. Wer die Persönlichkeit Cyrus Stonards kennt, mußte sich klar darüber sein, daß er es versuchen würde, diesen letzten Rivalen niederzuschlagen. Dann war der Gipfel erreicht. Amerika beherrschte die Welt. Cyrus Stonard beherrschte Amerika.

Da stellt sich zwischen uns und ihn die geheimnisvolle Macht. Über deren Ziele möchte ich noch schweigen, weil ich nicht klar sehe. Er bringt es fertig, uns als Werkzeug zur Vernichtung dieser Macht zu benutzen. Der Streich ist mißlungen. Zum mindesten nicht sicher gelungen. Aber Cyrus Stonard kann nicht mehr zurück. Er schlägt los, wo er glaubt, nicht gehindert zu sein. Hätte er jetzt, nach monate-

langer Kriegsvorbereitung, Frieden gehalten, wäre es um seine Herrschaft geschehen.

Er ist in den Krieg gegangen wie ein Feldherr, der am Erfolg zweifelt, aber lieber an der Spitze seiner Garden fallen als zurückweichen will. Cyrus Stonard steht auf der Grenze von Genie und Wahnsinn. Er hat die Grenze wohl schon nach der schlimmen Seite hin überschritten."

Die Worte Lord Maitlands hatten die Mitglieder des Kabinetts in ihren Bann geschlagen. Die Gestalt des Diktators stand in ihrer Größe, aber auch mit ihren Schwächen und Leiden vor ihnen. Eine Frage des Kriegsministers führte die Mitglieder wieder in die reale Welt zurück.

„Was sollen wir jetzt tun? Sollen wir uns nicht wehren? Sollen wir uns auf eine geheimnisvolle Macht verlassen, deren Existenz doch zum mindesten, ich will sagen, persönliche Ansichtssache ist? Es wäre Englands und seiner Geschichte nicht würdig, wenn wir uns in der vagen Hoffnung auf eine übernatürliche Hilfe davon abhalten ließen, alles Notwendige für die Sicherheit des Reiches zu tun."

Sir Vincent Rushbrook sprach: „Unsere Islandflotte muß sich in geschlossenem Angriff sofort auf Neuyork stürzen. Wir werden die Fünfzehnmillionenstadt in Asche legen. Das wird dem Diktator seine Gelüste auf Afrika und Indien am schnellsten austreiben."

Lord Horace nahm noch einmal das Wort: „Ich befinde mich hier in einer eigenartigen Lage. Ich habe mich mit diesen Fragen doch vielleicht mehr beschäftigt als ein anderes Mitglied des Kabinetts. Ich sage Ihnen heute ... denken Sie an meine Worte, meine Herren ... Wir werden das Eingreifen der Macht in kürzester Zeit zu fühlen bekommen. Ich halte es für richtig, daß wir uns nur auf die Verteidigung beschränken."

Die Worte des Lords Maitland vermochten das Kabinett nicht umzustimmen. Die letzten Depeschen über einen amerikanischen Angriff auf Indien ließen jede abwartende Haltung als schädlich erscheinen. Indien war die empfindlichste Stelle des britischen Weltreiches. Wer Indien anzutasten wagte, mußte niedergeschlagen werden.

(Fortsetzung folgt)

Wanderungen im Kulmer Land

Strasburg.

In den Tagen der Deutschherren hieß die Stadt Strasberg, und die dortige Burg hatte die Aufgabe, die Straße über die Drewenz zu bergen. Das Wappen der Stadt zeigt auf einem aufrechten dreieckigen Schild in Schwarz eine offene Rechthand. Die Umgebung entbehrt wegen ihres reichen Wechsels zwischen Seen und Wäldern durchaus nicht des Reizes und lockt den Naturfreund, ausgedehnte Spaziergänge zu unternehmen.

Die Gründung der Stadt geschah vermutlich im Jahre 1298. Sie war Residenz eines Ordenskomturs. Die Komturei befand sich auf dem Grund und Boden der Domäne Strasburg. Heute erinnert der dort befindliche „Amtsturm" an die vergangene Ordensherrlichkeit. Stark vernachlässigte mittelalterliche Befestigungsanlagen, von denen das Steintor und der Masurenturm wohl noch am besten erhalten sind, lassen vermuten, daß Strasburg ein wichtiger Punkt für den Orden war.

Das Ordenshaus der Komturei Strasburg wurde 1787 abgebrochen. 1330 fielen die Litauer in die sogenannte Michelau ein. Die Landschaft Michelau lag vorwiegend auf dem linken östlichen Drewenzufer, kam im Jahre 1317 an den Orden und gehört jetzt zu Kongreßpolen. 1410 kam Strasburg in polnische Hand.

Im Thorner Frieden 1466 geriet Strasburg und das übrige Westpreußen unter polnische Oberhoheit, blieb aber wie Culm und Althausen zunächst noch im Pfandbesitz des Söldnerführers Bernhard von Zinnenberg. Endgültig kam Strasburg erst im Jahre 1479 unter polnische Herrschaft. Gleichzeitig wurde das alte Ordenshaus Amtssitz eines Starosten. 1554 war die Stadt weitaus überwiegend evangelisch gesinnt, was Veranlassung zu der Besitzergreifung der dortigen Pfarrkirche für evangelische Zwecke gab. Auf königlichen polnischen Befehl wurde die Besitzergreifung der Protestanten wieder rückgängig gemacht. 1605 hat König Sigismund III. von Polen die Starostei Strasburg seiner Schwester, der schwedischen Prinzessin Anna, die ihrem Bruder nach Polen gefolgt war, verliehen. Sie war der evangelischen Kirche zugetan und starb am 7. März 1625 und wurde auf dem evangelischen Kirchhof an der Drewenz begraben. Später ließ man ihre Gebeine nach Thorn bringen, wo heute noch sich das wundervolle Grabmal dieser Prinzessin in der St. Marienkirche befindet.

„Anno 1636. Den 16. Jul. ist die Schwedische Princeßin ANNA, Johannis III, Königes in Schweden Tochter, und Sigismundi III, Königs in Pohlen Schwester, welche ihren Wohn-Sitz zu Straßburg in Preußen gehabt und albereit Anno 1625 den 6. Febr., und also schon XI. Jahre vorhero alda erblasset allhier mit großer Pompe zu St. Marien beerdigt, allewo Ihr zum ewigen Andenken ein kostbares marmornes Grab unweit dem Altar zur Rechten aufgerichtet worden. — Weiter heißt es über das Leichengefolge: Nicht minder, daß die Straßburger Bürger der Leiche, bey den Solennitäten in weißen Kleidern mit grünen Kräntzen auf dem Haupte, vorangegangen." —

Unter der früheren Polenherrschaft brannte die Stadt zweimal ab.

Im Schwedenkriege traf am 27. September 1628 der Schwedenkönig vor Strasburg ein. Durch die Sprengung eines Tores gelang es ihm, bei der St. Spirituskirche in die Stadt einzudringen. Die Polen, die sich nun der Stadt bemächtigen wollten, wurden von dem schwedischen Feldmarschall Hermann von Wrangel zurückgeschlagen. 1655—59 war Strasburg unter schwedischer Herrschaft und stand in sehr gutem Einvernehmen mit den schwedischen Herren. Während des Nordischen Krieges, der für Schweden einen so glänzenden Anfang genommen hatte und ausklang in dem tollen Ritt Karls XII. von Adrianopel nach Stralsund, fand bei Strasburg ein Gefecht zwischen Polen und Schweden statt, in dessen Verlauf die Stadt wieder von den Schweden in Besitz genommen wurde.

Im Monat August 1702 hatte Thorn wegen seiner Landgüter 32 Mann zu Roß nebst zwei Stücken unter der Führung Heinrich Zerneckes, des späteren Thorner Chronisten und Bürgermeisters in Strasburg, zu stellen. Die Vormusterung fand in Mocker bei Thorn statt. Wir lesen hierüber in der Zerneckeschen Chronik folgende eigenartige Geschichte:

„Im Monath Augusto ward ein allgemeiner Auffboth im Königl. Polnischen Preußen unter Straßburg ausgeschrieben, dahin auch diese Stadt (Thorn) wegen ihrer Land-Güter XXXII Mann zu Roß nebst zweyen Stücken unter meiner, als damahligen Stadt-Secretarii, Anführung versandt.

Vor dem Abmarsch von hier, als diese Mannschaft in der Mocker gemustert ward, befand sich bey Aufrollung der neuen Standarten, daß das Stadtwappen daselbst mit den Thürmen (Thorner Wappen) nach untenwerts verkehret zu sehen gewesen, zu einem merkwürdigen Omine, daß nicht nur auff dem instehenden ansehnlichen Straßburgischen Congressu Expeditiones Bellicae alles verkehret zugehen würde, sondern auch nach Verfließung eines Jahres die Principal-Türme bey dieser Stadt von denen Schweden durch die Minen solten umbgekehrt werden, welche Fatalitäten nachmahls die Zeit leider gar zu wahr gemacht hat."

In der darauf folgenden Zwischenzeit bis zur preußischen Herrschaft hatte der Ort schwer zu leiden. Der Stadtwald wurde der Stadtgemeinde genommen und wohl auch niemals wieder zurückgegeben, da die betreffende Urkunde nebst anderen städtischen Akten durch Brand und Plünderung abhanden gekommen ist.

Nach dem Frieden von Tilsit fiel Strasburg wie auch andere Teile des Kulmer Landes dem soeben errichteten Großherzogtum Warschau zu.

Im Jahre 1831 wurde bei Strasburg die polnische Armee von den Russen geschlagen.

*

Die beiden Strasburger Wrangel.

Die beiden Strasburger Wrangel, deren Soldatenberuf sie auf ihren vielen bewegten Kriegszügen nach Strasburg geführt hatte, entstammten einem alten estländischen Geschlecht, das über verschiedene bekannte Linien in Schweden, Rußland, Deutschland, Österreich und Holland verfügte.

Der erste Strasburger Wrangel hieß Hermann von Wrangel und war schwedischer Feldherr. Er wurde am 9. Juli 1587 in Estland geboren und starb 1643 in Livland. Er zeichnete sich als Feldmarschall 1621 bei der Belagerung Rigas und 1629 bei dem Städtchen Gurzno, Kreis Strasburg, aus. 1643 erfolgte seine Ernennung zum Generalgouverneur von Livland. 1629 versuchte dieser Wrangel vergeblich, Thorn zu belagern und einzunehmen.

„So rückete der schwedische General Feld-Marschall Hermann Wrangel mit etwa 8000 Mann im starken Marsche heran. — — — Die Schweden aber wurden durch Gottes Hülfe und continuirliches Schießen der Bürgerschaft dergestalt abgemattet, daß sie den 18. dieses, Sonntags, (es

handelt sich um den 18. Februar) gänzlich abziehen müssen, davon umständliche Nachricht unser bekriegtes Thorn cop. I ertheilet."

Der zweite Strasburger Wrangel war Friedrich Heinrich Ernst Graf von Wrangel, königlich preußischer Generalfeldmarschall, geboren am 13. April 1784 in Stettin und in Stettin bestattet, wo man den schlichten Grabstein mit Aufschrift heute noch auf einem alten Friedhof mitten in der Stadt vorfindet. Er starb am 1. November 1877. In Stettin befindet sich jetzt an Stelle seines Geburtshauses ein modernes Warenhaus. Nur eine Erinnerungstafel erinnert heute noch dort an diesen preußischen Heerführer. Wrangel absolvierte die Staffel im preußischen Heer bis zum Kommandierenden General und Oberbefehlshaber in den Marken. 1864 wurde er gar Oberfeldherr im Kriege gegen Dänemark, mußte aber, da er die Pläne Moltkes nicht befolgte, bald zurücktreten.

Als junger Leutnant erwarb er seine ersten kriegerischen Lorbeeren im Jahre 1807 auf dem alten Kampfplatz bei Strasburg, wo einst Anno 1629 sein Vorfahre als Feldmarschall gefochten hatte. Wegen seines derbfreundlichen Umganges mit Untergebenen und seiner Vorliebe bei guter Laune vertraulich zu berlinern, war er im alten Heer auch unter dem Namen „Papa Wrangel" bekannt. E. W.

Das Danaer-Geschenk.

Humoreske von Lisa Honroth-Loewe.

Unser Freund, der Bankdirektor, hatte uns einen guten Tip gegeben. Wir freuten uns. Wenn man keine neuen Tips hat, gleicht man einem Papua, der unter Europäer kommt. Man kann in keiner Gesellschaft den Mund auftun. Denn wovon soll man reden, wenn nicht von Börsentips?

Wir hatten also unseren Tip und kauften. Die Aktien stiegen. Sie stiegen märchenhaft.

Als wir feststellten, daß ein Paar Maccodamenstrümpfe — behüte nicht Seide — beinahe so viel kosteten wie eine Aktie, setzten wir uns abends zu einer ernsthaften Besprechung hin. Diese Besprechung galt unserer Perle Marie.

Wir hatten nämlich eine Perle. So was gibt es noch. Marie war sozusagen die einzige wertbeständige Anlage, die wir aus dem Kriege mit herübergerettet hatten. Flüchtling aus den Grenzlanden, war sie bei uns gelandet. Und sie überdauerte bei uns Kaisersturz und Revolution, Erzberger, Roßbach und Franzosennoten.

Wie gesagt, Marie war eine Perle. Und wir sahen ein, es gab nicht genug Papiergeld, um diese Perle vor der Geldentwertung zu schützen.

Wir beschlossen also, Marie am Ersten des Monats nebst dem Gehalt eine Aktie zu schenken.

„Marie", sagten wir, „wir haben Ihnen eine Aktie gekauft, damit Sie mit der Geldentwertung mitkönnen."

Marie machte ein ehrfurchtsvolles und gerührtes Gesicht, als wir ihr Wert und Zweck der Aktie klarmachten.

Sie bedankte sich, entschwand und kam nach einem Weilchen wieder. Sie wollte wissen, an welcher Fabrik sie Anteil habe, ob sie vielleicht da billig ein Paar Unterjacken aus Wolle bekommen könne. Als wir ihr mitteilen mußten, daß die Fabrik, an der sie „beteiligt" war, Spiralbohrer herstelle, schüttelte sie etwas enttäuscht den Kopf.

Am nächsten Morgen verspätete Marie sich zum ersten Male beim Einholen. Nach einer langen Weile erschien sie wieder, strahlend. Alle Sachverständigen, mit denen sie über ihre Aktie gesprochen, der Milchmann, der Fleischer, der Gemüsehändler, hielten den Erwerb für gut.

Am Abend hatte Marie zum ersten Mal das Abendbrot verdorben. Sie hatte immerfort auf den Briefträger mit der Abendzeitung gewartet. „Wegen der Kurse", sagte sie errötend.

In der Folgezeit begann ein stiller, aber zäher Kampf um die Abendzeitung. Marie saß sozusagen auf ihr. Und ihre Laune, bis dahin gleichmäßig, machte alle Schwingungen der Börse mit. Fiel ihre Aktie, so weinte sie bittere Tränen, daß gerade sie ein solches Unglückspapier haben müsse. Stieg die Aktie, so war sie selig, fühlte sich als Krösus und nahm dreimal so viel Fett und Eier zum Kochen, als unsere Haushaltskasse es ertragen konnte.

So kam in unsere gleichmäßig schöne Beziehung eine gewisse Spannung, die sich hier und da in kleinen Explosionen entlud. Als wir es ablehnten, neben unserer Zeitung für Marie noch ein Börsenblatt zu halten, verschärfte sich die Situation. Und nach einem „schwarzen Tag" kündigte Marie. Sie wollte zu einem Bankdirektor, weil sie da besser an der Quelle wäre.

Kein Bitten half. Marie ging. Beim Abschied versprach sie uns aber, daß sie uns telephonisch die besten Tips übermitteln würde — was ein schwacher Trost für uns ist. Denn Tips sind leichter zu haben als Perlen.

▫▫ Bunte Chronik ▫▫



* **Russische Ehegesetzgebung.** Das russische Volkskommissariat für Volksgesundheit hat ein Gesetz ausgearbeitet, das Braut und Bräutigam verpflichtet, sich vor der Registrierung der Eheschließung gegenseitig über ihren Gesundheitszustand zu informieren, vor allem bezüglich eventueller venerischer und Lungenkrankheiten oder psychischer Störungen. Das Gesetz verlangt jedoch keine ärztliche Untersuchung der Brautleute vor der Hochzeit. Der Beamte des Standesamtes wird bloß die Brautleute einen Akt unterzeichnen lassen, in dem sie erklären, daß sie der erwähnten Forderung des Gesetzes entsprochen haben. Weigern sich beide oder auch nur ein Teil, den Akt zu unterschreiben, dann kann die Eheschließung nicht registriert werden. Auf die Erteilung unrichtiger Informationen sind sehr schwere Strafen gesetzt. Die Regierung hat den Vorschlag des Volkskommissariats genehmigt.

*

* **Das verhängnisvolle Bischofsgewand.** Von einem eigenartigen Gaunerstreich berichtet die Prager „Vecernik": Bei einem Devotionalienhändler erschien eines Tages ein junger Mann, um, wie er sagte, für seinen Onkel, einen Bischof, ein passendes Weihnachtsgeschenk zu kaufen; auf den Preis komme es nicht an. Der Händler legte ihm alle möglichen kostbaren Dinge vor. Am besten gefiel dem Käufer ein vollständiger Bischofsornat. Doch hätte er gern gesehen, wie er sich auf dem Leib mache, und er bat den Händler, ihn anzulegen. Er tat es, setzte die Bischofsmütze auf und nahm den Bischofsstab in die Hand. Während dieser Zeit hatte der junge Mann eine Menge kostbarer Gegenstände zusammengerafft, jetzt machte er sich schleunigst aus dem Staube. Der Händler, der sich betrogen sah, lief ihm auf die Straße nach. Da schrie der Gauner aus Leibeskräften: „Hilfe! Hilfe! Ein Wahnsinniger!" Wachleute ergriffen den Mann im Bischofsgewand, der vergebens beteuerte, daß er bei Sinnen sei und einen Dieb verfolge. Sie brachten ihn ins Irrenhaus, wo sich dann alles aufklärte. Aber der Dieb war bereits über alle Berge.

*

* **Das Neger-Ideal.** Auch die Neger besitzen ein Schönheitsideal. Wohl hört man bisweilen von Lynchjustiz, die in Amerika an einem Schwarzen verübt wird, der seine Augen zu einer weißen Frau zu erheben wagte. Danach könnte es scheinen, als ob es bei den Negern ein Schönheitsideal innerhalb der schwarzen Rasse nicht gäbe. Das ist jedoch nicht der Fall. Auch für den Geschmack des „coulored man" gibt es schöne und häßliche Frauen. Ein südamerikanisches Blatt hat es neuerdings sogar fertig gebracht, eine Schönheitskonkurrenz unter den Jungfrauen des Ortes zu veranstalten. Wie ein Neuyorker Blatt dem „Southern Eagle" entnimmt, hat dieses Blatt einen Preis von 500 Dollar für das schönste Negermädchen der Stadt Savanah ausgesetzt. Die preisgekrönte Schönheit ist Miß Alice Doolah, die Tochter eines biederen Zuckersieders, die 18½ Jahre alt ist. Als besondere Schönheitsmerkmale werden von den „Preisrichtern" ihre platte Nase gerühmt, ihr breiter, mit weißen Zähnen geschmückter Mund, ihre tigerhaften Augen und ihr pelziges Haar. Fräulein Doolah, die prämiierte Negerschönheit, hat nicht nur ihre 500 Dollar erhalten, sondern zugleich fast ebenso viele Anträge von seiten der begeisterten schwarzen Jugend der Stadt.

Kleine Rundschau-Ecke



* **Der erfüllte Kindheitswunsch.** „Sag' selbst, ist dir irgendein brennender Wunsch deiner Kindheit je erfüllt worden?" „Doch, doch — wenn mir meine Mutter früher das Haar kämmte, wünschte ich immer sehnlichst, keins zu haben und der Wunsch ist mir glatt erfüllt worden."

*

* **Der vorsichtige Türmer.** „Was? Ich soll meine Uhr als Pfand dalassen, ehe ich auf den Turm darf? Ja, glauben Sie denn, daß ich Ihnen da oben eine Kostbarkeit stehle?" — „Das nich, mein Gutester. Aber — wieviel Leute, meinen Sie, haben in letzter Zeit unser scheenes Türmchen zu 'nen kleenen Selbstmord benitzt? Und glooben Se, unsereins will dann die Scherereí für nischt un wiedernischte haben...?"

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.